

Zeitschrift: Karton : Architektur im Alltag der Zentralschweiz
Herausgeber: Autorinnen und Autoren für Architektur
Band: - (2007)
Heft: 8

Artikel: Über Stadt, Heimat und viel mehr
Autor: Gmür, Otti / Büchi, Cla / Kunz, Gerold
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-378565>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

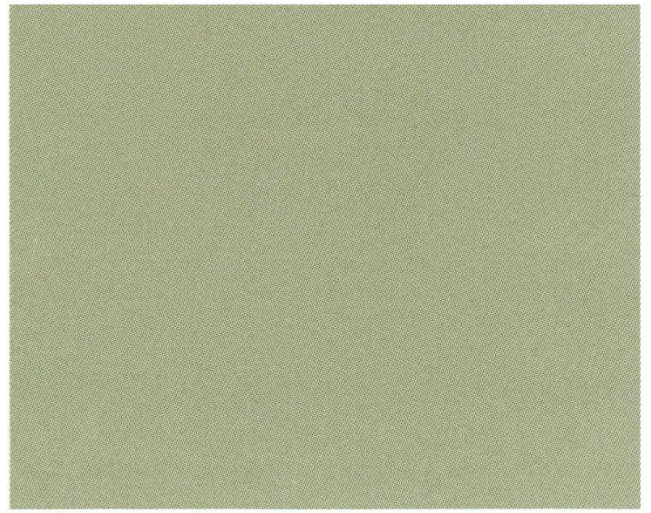
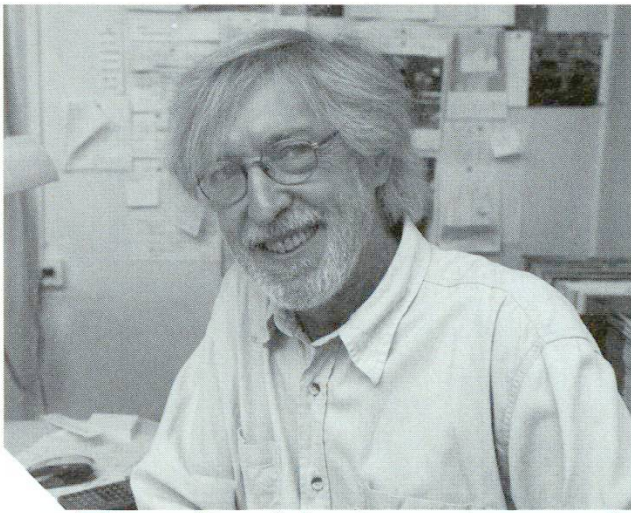
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Über Stadt, Heimat und viel mehr

Otti Gmür, als junger Mann haben Sie längere Zeit für den Hotelier Fritz Frey auf dem Bürgenstock als «Hofarchitekt» gewirkt. Wie haben Sie den Einstieg in das Berufsleben erlebt?

Es handelte sich bei meinen Aufgaben vorwiegend um Umbauten. Ich musste mich also nicht um das ganze Haus kümmern, sondern nur um Teile davon. Auch hatte ich wenig administrative Arbeit.

Frey hatte eine präzise Vorstellung von der Anlage. Er wollte ein Ensemble, einen idealen Rückzugsort schaffen. So wurde bei Eingriffen immer die Anlage als Ganzes betrachtet. Er fragte: Ist das gut für die Anlage? Oder: Stimmt das hier? Ich erfuhr hier konkret den Anspruch der Analogie von Haus und Stadt.

Damals war architektonische Qualität vorhanden. Otto Dreyer baute die Eingangspartie zum Hotel Palace und das idyllische Bad und August Boyer die Boutique. Frey setzte gleichzeitig auf Modernität und hatte Respekt gegenüber dem Vorhandenen. Ich lernte zuerst das Vorhandene zu analysieren. Dann wurde verfeinert oder ausgebaut und nicht abgebrochen. Im Grunde dachte Frey nach dem Satz von Vitruv: Ein Gebäude muss schön, brauchbar und stabil sein.

Ich musste die Kosten lediglich schätzen, dagegen erwartete Frey, dass bei einer Eröffnung alles fertig war. Hier lernte ich an

Interview: Cla Büchi, Gerold Kunz, Ursula Mehr

alles zu denken, ohne dass mich ein Chef kontrollierte.

Meine erste Aufgabe war die Erneuerung der Küche auf dem hoteleigenen Motorboot. Später konnte ich neben vielen Umbauten die Bäckerei neu einrichten, eine Schreinerei aufbauen und ein Möbelprogramm entwickeln. Eine wunderbare Erfahrung für einen Berufseinsteiger.

In diesem Zusammenhang haben Sie das Appartement von Audrey Hepburn umgebaut.

Das war eine besondere Aufgabe. Frey schenkte mir grosses Vertrauen.

Audrey Hepburn lebte in einem der freistehenden Chalets. Sie trat als Bauherrin auf. Das Innere des Chalets sollte ganz weiss werden. Es war ihr privater Rückzugsort. Zeitweise war ich ihr Begleiter beim Besorgen von Pfannen, Möbeln und Tapeten. Ich lernte dabei einen natürlichen Umgang mit einem «Star».

Ihr Leben als Architekt ist aber nicht geradlinig verlaufen. Zwischen 1973 und 1982 haben Sie nicht als Architekt gearbeitet. Wie kam es dazu?

Ich trat 1972 aus dem Büro Gmür Ineichen Wildi aus und zog mit meiner zweiten Partnerin nach Paris. Sie studierte dort, und ich kümmerte mich um den Haushalt. Wieder zurück in der Schweiz war ich unter anderem

für die Zeitschrift «archithese» publizistisch tätig. Als aus der neuen Beziehung eine Familie mit neuen Ansprüchen entstand, bewarb ich mich um eine Assistenzstelle an der ETH bei Professor Dolf Schnebli. Seine Art über das Bauen zu sprechen – er bezog immer das Leben und die Menschen mit ein – hat mich fasziniert und mir das Bauen wieder nähergebracht.

Gemeinsam mit Roman Lüscher und Hans Lauber gründete ich 1982, dank dem ersten Preis im Wettbewerb für das Schulhaus Meggen, ein neues Büro.

Sie waren sowohl als Publizist wie als Lehrer und praktizierender Architekt tätig. Gibt es eine fruchtbare Wechselbeziehung oder auch Diskrepanzen zwischen diesen unterschiedlichen Disziplinen?

Es gab beides, zeitweilen war das Nebeneinander schwierig. Darum schrieb ich immer zu Hause. Es war nicht immer einfach zu akzeptieren, dass die Fehler, die ich bei Bauten anderer kritisierte, auch bei unseren Arbeiten vorkamen. Trotzdem haben sich die beiden Tätigkeiten befruchtet. Für die Architekturkritik war ich gezwungen, ein Objekt kritisch und genau zu betrachten, was sich schliesslich auch positiv auf die eigene praktische Arbeit auswirkte.

Sie haben sich immer für gesellschaftliche Themen interessiert. Sind Sie somit ein politischer Architekt?

Mein Buch «Stadt als Heimat» ist ein politisches Buch. Ich bin ein politischer Mensch, aber kein politischer Architekt. Ich bin in einer Partei, aber nicht parteipolitisch tätig. Bauen ist politisch. Mit meinen Publikationen vertrete ich nicht individuelle Interessen, sondern öffentliche. Meine Architekturführer sind nicht ein Werk für mich, sondern für die Öffentlichkeit. Das wird nicht immer so verstanden.

Ihre jüngste Publikation schliessen Sie mit einem Text «Stadt als Heimat». 1977 hatten Sie ein gleichnamiges Buch veröffentlicht. Was heisst für Sie: «Stadt als Heimat»?

Wenn ich von Stadt als Heimat spreche, ist das die Verbindung der Begriffe Stadt und Heimat. Den Begriff Stadt erklärte Professor Dr. Paul Hofer sehr verständlich in einem Diagramm, in dem er das komplexe Zusammenspiel verschiedener Faktoren zeigt. Nach Hofer müssen mindestens vier dieser Punkte in einer Stadt vital sein, sonst wird sie wieder zu einem Dorf. Wirtschaft oder Verkehr sind also immer in komplexen Zusammenhängen zu sehen.

Ich spreche von der Stadt als Phänomen, denn nur diese phänomenale Stadt kann Heimat sein. Heimat ist eine Utopie. Das Utopische ist an das Städtische gebunden mit Begriffen wie zukunftsgerichtet, erwartungsvoll und komplex. Utopie braucht aber Realitätsbezug und der ist wiederum vergänglich. Hier kommt die Landschaft ins Spiel. Menschen aus ländlichen Gebieten haben einen wunderbaren Bezug zur Gegenwart. Ihre Qualität ist das Hier und Jetzt. Die Stadt ist nur in einer intakten Landschaft möglich, das heisst jede vernünftige Entwicklung der Stadt muss mit einer Entwicklung der Landschaft gekoppelt sein. Wenn ich also von Stadt als Heimat rede, schliesse ich die Landschaft mit ein.

Sie sehen das nicht reduziert auf die Stadt Luzern?

Nein, ich spreche von einem erweiterten Stadtraum. Unsere Lebensweise ist städtisch. Wir wollen Vieles, Verschiedenes und sogar Widersprüchliches möglichst gleichzeitig verfügbar haben. Diese an sich unvernünftigen Erwartungen kann relativ vernünftig nur eine dichte Stadt erfüllen. Das kann ein Dorf nicht. Aber sie bedingt dazu notwendig eine bebaute und kultivierte Landschaft als

komplementären Teil. So sollte das Wachstum der Stadt mit einer Aufwertung der Landschaft verbunden sein.

Heimat ist weder eine feste Grösse noch ein konsumierbares Gut. Sie entsteht immer wieder neu aus den Bezügen und Beziehungen, die sich der Einzelne zum Anderen, zur Gemeinschaft oder zu seiner Umgebung schaffen kann.

In ihrer jüngsten Publikation halten Sie lakonisch fest, dass die Stadt heute unter Bevölkerungsverlust leidet. Warum soll Gegensteuer gegeben werden? Was ist die kritische Grösse Luzerns?

Wir können nicht ignorieren, dass wir heute in einer Welt leben, in der Quantität bedeutsam ist. Es gibt in der Schweiz fünf Städte mit über 100'000 und drei Städte, Luzern eingeschlossen, mit über 50'000 Bewohnern. Von den kleineren Städten sprechen wir schon gar nicht mehr. Zur Politik gehören wesentlich quantitative Grössen, eine gewisse Dichte darf nicht unterschritten werden. In einem Dorf ist die Sozialkontrolle eine Qualität, die wir jedesmal bei Ausschreitungen auch gerne in der Stadt hätten. Nur ist diese enge soziale Kontrolle dominiert von Herkömmlichem, von Traditionellem. Damit kommen wir nicht weiter.

Luzern ist in der Tourismuswelt ein grosser Wert. Grösse und Bedeutung stehen im Zusammenhang. Hier muss Luzern die Grösse bewahren. In der Tourismuswelt sind wir keine Provinz. Ich kann hier am Abend

ein Konzert besuchen und am nächsten Tag Skifahren gehen. Das sind die Erlebniswelten, die viele Menschen suchen: Kultur, Sport, Shopping und gesellschaftliche Ereignisse. Das bietet Luzern an einem Ort und mit sehr kurzen Wegen. Wenn Luzern dieses Potential nicht mehr aufbringt, wird es schwierig, die Position in der Tourismusbranche zu halten.

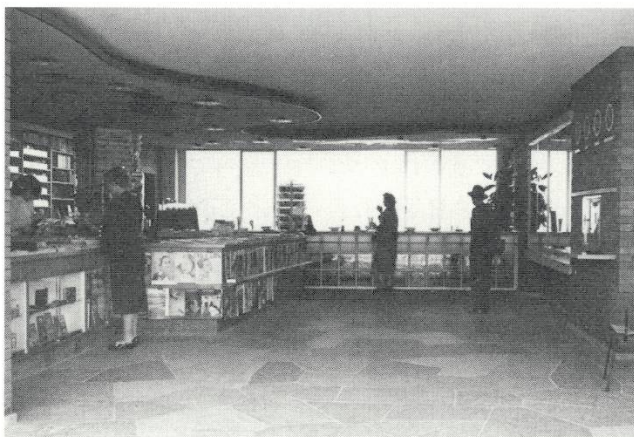
Wo liegen die Defizite, respektive Qualitäten im Städtebau der Stadt Luzern?

Die Stadt soll mehr sein als eine blosser Summe einzelner, von subjektiven Absichten und Zielen geprägten Teilen. Dieses Ganze entsteht nicht einfach von selbst, sondern muss erdacht werden.

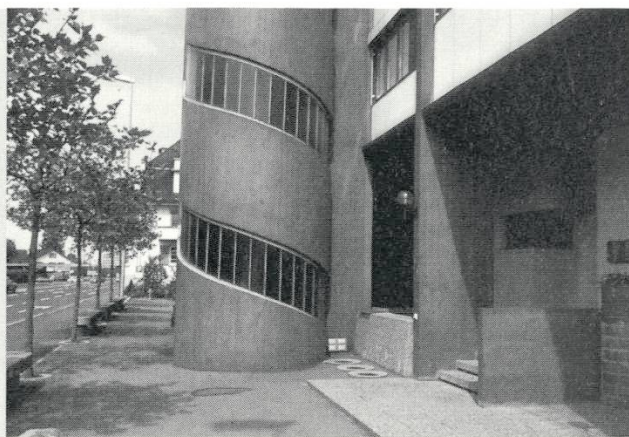
Die Schwierigkeit, ganzheitlich zu denken und dies auch zu kommunizieren, und der fast beschämend kleine Anteil der Stadtplanung an den personellen und materiellen Ressourcen der Stadtverwaltung scheinen mir die wesentlichen Ursachen für die Defizite. Sie zeigen sich im Erscheinungsbild, nicht nur in der gebauten Stadt, sondern auch deren Institutionen und im öffentlichen Raum.

Was denken Sie über die geplante Fusion von Littau und Luzern?

Die Fusion mit Littau ist ein möglicher erster Schritt. Rein verkehrstechnisch ist ein Zusammenschluss schwierig. Alle Verbindungen von und nach Luzern müssen durch die beiden Engpässe Bernstrasse und Reussbühl. Meiner Meinung nach wäre eine Fusion mit



Drugstore Bürgerstock, 1956



Wohn- und Geschäftshaus Ebikon, 1961/65

dem Rontal die städtebaulich entwicklungs-fähigste Lösung. Topographisch macht eine Erweiterung bis nach Root Sinn. So erhielten wir eine Bandstadt, die unserer Mobilität am besten angepasst ist. Links und rechts der Achse haben wir Landschaft. Der Verkehr verläuft in verschiedenen Adern. Wir haben die S-Bahn und die gerade Strasse mit Busverkehr. Daraus könnte man einen Boulevard machen und so die Leute motivieren, auch zu Fuss zu gehen. Wenn Ebisquare realisiert wird, wird das zusätzlich ein Magnet sein.

Wie halten Sie es mit Frauen in der Architektur?

Wir waren im Büro immer gemischt.

Es irritiert mich, wie viele Biografien es gibt, die das Thema Frau ausschliessen. Wenn ich für eigenen Bedarf baute, hatte das immer mit Liebe zu tun, mit wichtigen menschlichen Beziehungen: Wie richten wir uns ein? «Behausen» ist eine ururfrauliche Aufgabe, die sich der Mann später angeeignet hat. So schien es mir stets wichtig, dass Frauen in Kommissionen und bei Bauherrschaften einbezogen wurden.

Wir haben nun viel über die Stadt und ihre Bauten gesprochen. Was mag in Ihren Augen gute Architektur für das Allgemeinwohl zu leisten?

Sicher und glücklich machen, notierte dazu Camillo Sitte.

Gute Architektur erleichtert die sinnliche und intellektuelle Orientierung in einem

vielseitigen Raumangebot, sie macht das Zusammenleben in räumlicher Dichte nicht nur erträglicher, sondern anregend und sie bietet ebenso spannende Überraschungen durch Kontraste wie entspannende Ruhe durch harmonisches Zusammenspiel von Baukörpern und Zwischenräumen, von künstlichen und natürlichen Elementen. Sie zeigt den Wandel der Zeit und die Verschiedenartigkeit der Lebensarten, ohne dies besonders zur Schau zu stellen. Sie ist vernünftig. Und hier sind wir wieder beim Städtischen. Das hat mit unvernünftigen Wünschen zu tun und mit dem Versuch, eine vernünftige Antwort darauf zu geben. Wenn wir von räumlicher Dichte sprechen, kann man Alberti zitieren: «Eine kleine Stadt ist wie ein grosses Haus und ein grosses Haus ist wie eine kleine Stadt.» Snozzi sagte dazu: «Wenn du baust, dann denke an die Stadt.»

Was kann Architektur leisten? Ich habe früher gedacht, sie kann mehr leisten. Macht Architektur glücklich? Nein, aber meine aktive Beschäftigung damit ist eine Quelle des Glücks. Sie animiert mich, meine Wahrnehmung zu differenzieren und zu präzisieren. Daraus entwickle ich immer wieder neue Bezugfelder, die auch angereichert sind mit Erinnerungen und Erwartungen. Architektur ist nicht das Glück, aber sie kann die Basis für glückliche Momente bilden.